GOTTESDIENST AM 8. NOVEMBER 2026 – „SELIG SIND DIE FRIEDENSSTIFTER“

Widerschein

Eine Andacht über die Widerstandskämpferin und erste Pfarrerin der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau Katharina Staritz

Gabriele Scherle

> „Wir haben aber diesen Schatz in irdenen Gefäßen, damit die überschwängliche Kraft von Gott sei und nicht von uns.“ (2 Kor 4,7)

Am Karsamstag 1942 bekam Katharina Staritz im Polizeigefängnis Kassel von der Frau des Hausmeisters ein Stück Osterkuchen. Blechkuchen mit Rhabarber. Elf Jahre später, todkrank, diktierte sie die Erinnerung daran. „Gute Frau Dietrich! Ich glaube, es hat mir nie ein Kuchen wieder so geschmeckt!“ Am Karfreitag 1953 starb sie.

Das ist keine sentimentale Anekdote. Es ist eine politische. Staritz saß im Gefängnis, weil sie als evangelische Theologin in Breslau etwas getan hatte, das eigentlich selbstverständlich hätte sein müssen: Sie hatte die Pfarrer aufgefordert, Gemeindemitglieder mit dem gelben Stern nicht aus dem Gottesdienst auszuschließen. Die Kirchenleitung suspendierte sie daraufhin und die Gestapo verhaftete sie. Über das Arbeitslager Breitenau kam sie ins KZ Ravensbrück, wo bis zu 48.000 Frauen und Kinder umkamen. Den männlichen Kollegen, der Staritz’ Text als amtliches Schreiben herausgegeben hatte, schützte die Kirche. Die Frau, die ihn geschrieben hatte, ließ sie fallen.

Wir erinnern an solche Geschichten und meinen, sie lägen hinter uns. Aber dass Institutionen diejenigen fallenlassen, die tun, was die Institution hätte tun müssen – das ist kein Merkmal des „Dritten Reiches“. Es ist ein Muster, das in jeder Struktur wiederkehrt, die ihren Selbsterhalt über ihren Auftrag stellt.

Staritz nannte ihre Gefangenschaft „ein Jahr des Herrn“. Das klingt fromm. Es ist provokant. Ravensbrück war kein Kloster. Wer hier von einem „Jahr des Herrn“ spricht, behauptet: Gott ist nicht dort, wo die Macht ist. Gott ist dort, wo die Macht zuschlägt. Nicht auf der Seite derer, die über den nächsten Tag verfügen, sondern bei denen, denen der nächste Tag entzogen ist.

Was Staritz aus dem Lager erzählt, sind keine Schreckensberichte. Es sind Beobachtungen einer Frau, die gelernt hat, anders zu sehen. Ein Kriminalbeamter, der sich bei der Verhaftung verbeugt. Ein Aufseher, der heimlich sein Wurstbrot teilt. Kommunistinnen, die Staritz eine leichtere Arbeit verschaffen. Ein SS-Mann, der Pappe für Einlegesohlen gibt.

Staritz hätte daraus einen Beweis für die Güte des Menschen machen können. Sie tut das Gegenteil. Sie stellt die Frage nach dem Guten politisch und theologisch auf den Kopf: „Ich glaube, daß auch unsere christlichen ›guten Taten‹ nicht unser Werk,

sondern Gnadengaben Gottes sind. Dann aber habe ich erfahren, daß er mit diesen Gnadengaben sogar die beschenkt, die ihn leugnen."

Das ist ein Satz mit Sprengkraft. Wenn das Gute Gnade ist, gibt es keinen Grund, Gottes Wirken an Kirchenmitgliedschaft zu binden. Die Kommunistin handelt gut, weil Gott seine Gnade verteilt, wie er will. Das sprengt den Rahmen, in dem Staritz selbst gearbeitet hatte: die Solidarität innerhalb der Kirche, mit Getauften. Im Lager wird die Grenze durchlässig – nicht durch guten Willen, sondern durch die Wirklichkeit.

Für uns hat das eine politische Pointe. Wer in einer Gesellschaft lebt, die Zugehörigkeit zum Maß aller Dinge macht – wer dazugehört, verdient Solidarität, wer nicht, hat Pech –, dem hält Staritz entgegen: Menschlichkeit hat keinen Ausweis nötig. Wer das Gute nur dort anerkennt, wo es aus den eigenen Reihen kommt, hat die Gnade nicht verstanden.

Aber Staritz bleibt nicht beim Trost. Sie erzählt auch von ihrem Versagen. Den jüdischen Häftlingen wurde eine Woche das Essen entzogen. Die Blockleiterin rief Freiwillige dazu auf, Brotecken abzugeben. Staritz meldet sich nicht. Als der „Judenblock" nach Auschwitz deportiert wird, steht das ganze Lager Spalier. Staritz hebt die Hand nicht. „Diese beiden Dinge sind für mich wie ein Verrat an meinen Schwestern."

Die Frau, die hundert Menschen gerettet hat, hebt die Hand nicht, als es darauf ankommt. Aus Angst. Aus dem Einfrieren, das eintritt, wenn das eigene Überleben auf dem Spiel steht. Das Gute, das sie vorher getan hatte, war kein moralisches Kapital. Gnade lässt sich nicht speichern.

Wir teilen gern in Helden und Schurken ein. Staritz verweigert das. Es gibt keinen gesicherten Ort auf der richtigen Seite. Wer sich einredet, in der Situation anders gehandelt zu haben, weiß nicht, wovon er redet. Wer aber weiß, dass der eigene Anstand zerbrechen kann, wird aufmerksamer für die Momente, in denen er gebraucht wird. Gerade jetzt. Gerade in Strukturen, die Schweigen belohnen und Einspruch bestrafen.

Im Lager hielt Staritz jeden Sonntag einen Gottesdienst. In Fünferreihen auf der Lagerstraße gehend, sie in der Mitte, ein kurzes Bibelwort, „das wie für unsere Lage geschrieben schien". Kein Raum, kein Buch, keine Erlaubnis. Sie nennt es beharrlich „Gottesdienst". Wo Menschen Gottes Wort hören und daraus Kraft schöpfen, *ist* Gottesdienst. Nicht die Mittel machen ihn aus, sondern der Gehorsam. Ein geflüstertes Bibelwort im Gehen wiegt mehr als manche Veranstaltung, die niemanden aufstört.

Im Titelgedicht, das sie in Ravensbrück schrieb, bittet Staritz, ihr Leben möge ein „stiller, froher Widerschein" von Gottes Licht sein – und schiebt ein: „hab ich doch eignes nicht." Im Lager ist das die Realität des Häftlings. Im Glauben ist es die

Bereitschaft, nicht selber leuchten zu wollen. Durchlässig werden für ein Licht, das nicht von uns kommt.

Paulus schreibt, wir trügen den Schatz des Glaubens in irdenen Gefäßen. Das Bild ist nüchtern. Irdene Gefäße sind billig, zerbrechlich, austauschbar. Wer von sich selbst so spricht, hat aufgehört, sich wichtig zu nehmen. Staritz hat das im Lager gelernt: „Hab ich doch eignes nicht." Kein moralisches Kapital, kein gesicherter Standpunkt, keine Garantie für den eigenen Anstand. Was bleibt, ist das Gefäß – rissig, fragil, gebraucht. Und darin, sagt Paulus, der Schatz. Damit die Kraft von Gott sei und nicht von uns. Das ist kein Trost für Leute, die es sich bequem machen wollen. Es ist ein Trost für Leute, die wissen, dass sie zerbrechen können – und trotzdem nicht aufhören, sich gebrauchen zu lassen.

Gebet

Gott, du bist dort, wo die Macht zuschlägt.
Du legst deinen Schatz in irdene Gefäße, nicht in gepanzerte Tresore.
Gib uns Augen für die Güte, die uns widerfährt
– auch von denen, die nicht zu uns gehören.
Gib uns Mut, wo Schweigen bequemer wäre.
Und bewahre uns vor der Einbildung, wir wären besser als die,
die vor uns versagt haben.
Gebrauche uns als das, was wir sind:
zerbrechlich, rissig, auf deine Kraft angewiesen.
Amen.

Gabriele Scherle ist Theologin und war Pröpstin für Rhein-Main der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau. Sie ist Mitglied im Vorstand der Bildungsstätte Anne Frank (Frankfurt/Main) sowie im Vorstand von *Aktion Sühnezeichen Friedensdienste.*